



Acht und zwanzigster Jahrgang.

46.

Dienstag, am 16. April 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Das Schützenhorn.

Noch liegt der Tag in Schlafes Arm,
Noch herrscht die finst're Nacht,
Und selbst der ruhelose Harm
Ist noch nicht aufgewacht.
Noch schläft die Lerche in dem Korn,
Da tönt schon hell das Schützenhorn. —
„Sammeln, sammeln, Kameraden!
Wie die Sündfluth über Nacht,
Scharfe Kugeln eingeladen,
Bajonette aufgemacht!“ —
Auf! durch Busch und Flur und Dorn,
Lockt und wirbt das Schützenhorn.

Der Tag steigt vom Gebirg herab,
Die Blumen werden wach.
Die Nacht sinkt in dem Thal zu Grab,
Und klarer rinnt der Bach.
Da klingt's wie stählerner Gesang,
Die Hörner blasen schweren Klang.
„Vorwärts, Brüder! vorwärts, Brüder!
Frisches Herz und kühnen Muth,
Drüben sehen wir uns wieder,
Und hier unten ruht sich's gut!“ —
Bläst den Feldmarsch hell und laut,
Werbt dem Bräutigam die Braut! —

Die Sonne steht im Mittagschein,
Und sendet heißen Strahl,
Doch heißer blüht die Feldschlacht drein,
Und schärfer klingt der Stahl.
Blutrother Nebel steigt empor,
Viel wilde Donner singen Chor.
Hurrah! hurrah! Kameraden,
Schlachtenroth und Sturmeswehn,
Heißer Muth und kalte Thaten.
Wer da fällt, wird auferstehn! —
Schwärmet Bienen, summe Blei,
Bläst des Sturmes Melodei.

Der Abend taucht am Himmel auf,
Der Mond schwimmt auf der Welle;
Vollendet ist des Tages Lauf,
Viel Sterne scheinen helle.
Was zieh'n die Schützen trüb einher,
Wen tragen sie auf dem Gewehr?
„Schlumm're Kam'rad, in der Erden,
In dem stillen Kriegergrab,
Laß die Decke leicht dir werden,
Die dir unsre Liebe gab.
Schlumm're Kam'rad, schlumm're süße,
Nimm drei Salven mit hinab,
Treues Herz, die letzten Grüße,
Für dein still Soldatengrab.
Manch' Thräne fällt auf grünen Rasen,
Den Lobtenmarsch die Hörner blasen.
Julius Dornan.

Mathisel und Bäbele.

Natur- und Sittengemälde aus dem Elsaß,

von

A. Weill.

(Fortsetzung.)

Es schlug halb zwei Uhr; aber weder Toni noch Seppel waren im Graben. Es giebt Pferde und Kühe, die, wenn sie lange bei einander in einem Stalle stehen, so stich aneinander gewöhnen, daß sie gar nicht mehr fressen, sobald sie getrennt werden, und oft an dieser Freundschaft — ich möchte sie so nennen — sterben. Das eine Pferd, das an Schlossers Rappen gewöhnt war, fraß nie auf der Weide ohne diesen; als nun der Rappe nach Runsenheim wanderte, trabte es auf und ab. Die Buben erwachten, und da sie ihre Pferde nicht sahen, meinten sie, Abrahamel und Mathisel wäre ein Unglück widerfahren, denn es kamen zuweilen Gendarmen aus Hagenu, um den Grasdieben nachzustellen; da aber der Dorfschütz gewöhnlich die Einwohner davon benachrichtigte, so war das selten von Erfolg. Toni und Seppel griffen dann rasch nach den dagebliebenen Pferden, jagten im Galopp in's Dorf zurück, sagten aber freilich nicht, daß sie geschlafen hätten, sondern erzählten ihre Vermuthung als Gewißheit und gaben vor, sie hätten, sobald sie die Gendarmen erblickt, sich auf die Pferde geworfen und seien davongesprenzt. Schlosser und Löbel, sammt ihren Weibern, liefen halb- bekleidet im Hofe herum, dann stürzte Schlosser zum Flurschützen, um ihn zu erwürgen, wie er sagte, aber er fand ihn ruhig im Bette. In zehn Minuten war das ganze Dorf auf den Beinen, Väter, Mütter und Kinder, Knechte und Mägde erzählten sich das Unglück auf den Straßen. Der Eine wollte die Gendarmen schon gestern Abend bemerkt haben, der Andere rechnete nach, wie lange Mathisel und Abrahamel sitzen würden. Einige stimmten für drei Monate, die Andern für sechs, und in zwei Minuten stieg die Strafe bis auf fünf Jahre; jeder wollte das Gesetz besser kennen. „Ach,“ sagte Schlosser, „meinetwegen mögen sie sie ewig behalten, aber meine Kofse,

— wer giebt mir meine Rappen wieder!“ Und die Thränen standen ihm in den Augen. Auch Eck kam hinzu, und freute sich über das Ungeschick Mathisels, dessen Vater ihm die Wiese weggekauft hatte; Löbel nun war sehr niedergeschlagen, er mußte seinen Sohn, obwohl er stets auf ihn schimpfte, doch lieb haben. Mädchen und Frauen machten ihm Vorwürfe über seine Härte. „Wie kann man auch ein Kind so mißhandeln?“ schriegen besonders die Judenweiber. „Ihr seid der einzige Jude hier, der seine Kinder auf die Nachtweide gehen läßt.“ — „Ja,“ rief Löbel dazwischen, „ich werde ihn in Sammet einwickeln, damit er nicht erfriert. Die Gendarmen werden ihn auch nicht fressen; er wird mir's später danken.“ Während dieses auf der Straße verhandelt und endlich der Beschluß gefaßt wurde, am Morgen nach Blischweiler zum Friedensrichter zu gehen, kamen zwei Reiter vom Ried herein über die Brücke. „Da kommen die Gendarmen,“ hieß es, „und wollen auch die Andern holen.“ Die Meisten liefen davon; nur Löbel, Schlosser, Eck und noch Einige waren entschlossen, sie festen Fußes zu erwarten, bis sie endlich Mathisel und Abrahamel an der Stimme erkannten. „Wo sind die Gendarmen?“ rief man von allen Seiten. — „Gendarmen? Wir haben keine gesehen.“ — „Warum sind denn Seppel und Toni fortgelaufen?“ — Und nun erschien das Ganze als ein Räthsel; doch bald entstand ein unauslöschliches Gelächter, als Abrahamel kurz die Wahrheit erzählte. Schlosser lief in die Scheune, holte einen Stock und zerschlug ihn auf dem Rücken seiner Buben. Abrahamel wurde noch feierlicher empfangen, und erhielt zwei Portionen Peitschenhiebe, weil er die Weide verlassen; Mathisel lachte sie Alle aus.

Bäbele war eines von jenen Mädchen, deren Züge, einmal gesehen, sich für immer in's Gedächtniß einprägen. Kaum sechszehn Jahre alt, war sie für den Kenner eine jener Mädchengestalten, wie sie die Natur manchmal in einem genialen Mause in's Leben ruft. Ihr Gesicht war ein kleines Oval, und die Züge so fein und ausdrucksvoll, wie sie nie ein Künstler in Mar- mor haut. Das Mäuschen war elsässisch stumpf, aber schön geformt, die Haare braun, das Auge blau und groß, aber mild. Sie war bereits

ausgewachsen, und die Grazien ihres Busens konnten es mit denen der jungfräulichen Diana aufnehmen. Nur einen Fehler hatte sie, den, nicht in der Stadt geboren zu sein; denn auf dem Dorfe weiß man solche Schönheiten nicht zu schätzen, da liebt man nur Freskobilder: die Liebesgöttinnen auf dem Lande sind nicht von Meeresschaum, obwohl sie deswegen in ihrer Art nicht weniger schön sind.

Die Juden haben hierin auf dem Dorfe einen ästhetischen Vorsprung. Ihre Kleidung ist städtisch, sie haben an und für sich schon feinere, wenn auch orientalische Züge, endlich kommen sie mehr in Berührung mit der Stadt. Bei den Juden galt daher Bäbele für eine Schönheit, bei den Christen für eine gehobelte Latte, wie sie sagten, sie wußten weder ihre Grazie, noch ihren Wuchs zu schätzen. Wenn Löbel in Gegenwart anderer Mädchen Bäbele herausstrich, lachten diese ihn aus. „Seht mir nur,“ sagten sie, „mit dem Nezhfaden von Madel. Höchstens ist es gut für eine Gartenstange, woran die Erbsen wachsen.“ Mathisel selbst, sonst kein gewöhnlicher Bursche, hatte sie bis jetzt noch wenig bemerkt; er war mager und liebte vor Allem die Dicken, où il y a du flottage, wie er zu sagen pflegte, wenn er sein französisches Kauderwälsch an den Mann bringen wollte.

Bäbele glaubte selbst, sie sei zu mager, und trug daher immer dicke Faltenröcke, um korpu-lenter zu erscheinen, konnte aber dessenungeachtet und trotz der kurzen Bauerntaille ihre Schönheit nicht verdecken. Wenn sie ging, besonders wenn sie etwas auf dem Kopfe trug, eine Welle Gras, einen Zuber Wasser, überall schimmerte die natürliche Grazie durch. Die rechte Hand schwebte wellenförmig neben der rechten Hüfte hin und her, mit der linken hielt sie zwanglos das Gras, der Rechen oder die kleine Sichel guckte neugierig neben dem Gebund hervor und Bäbele ging so leicht vorüber, als hätte sie gar nichts zu tragen. Mädchen, die Grazie haben, sind noch viel grazioser, wenn ihre Arme in verschiedenen Biegungen liegen, oder wenn sie etwas auf dem Kopfe oder in den Armen tragen, und um dieß zu bemerken, braucht man eben kein Künstler zu sein; jeder Bauer fühlt das, aber er weiß sich eben keine Rechenenschaft davon zu geben.

So rasch aber Bäbele in der Arbeit war, so langsam war sie mit der Zunge. Wenn sie in Gesellschaft der andern Mädchen, wo die Mäulchen drunter und drüber wie Mühlräder gingen, so saß sie ruhig da und horchte den Reden. Einige verdros dieß, und sie nannten sie dumm; Andere meinten, sie habe es hinter den Ohren. Als man ihr einst diese Schweigsamkeit zum Vorwurfe machte, mit der spizen Bemerkung, ihre Augen hinderten sie, den Mund aufzuthun, erwiederte sie gelassen: „Ich habe zwei Augen, um zu sehen, und nur einen Mund, um zu sprechen.“ Bei solchen Antworten pflegte sie eine eigenthümliche Kopfbewegung zu machen, als wollte sie sagen, jetzt habe ich wieder genug für acht Tage gesagt.

Nicht frei von Stolz, ließ sie sich auch nicht mit jedem Mädchen ein, und man neckte sie daher oft; aber Bäbele hatte dafür nur ein stilles Lächeln als Antwort. Nur bei Löbels Tochter war sie gesprächig, denn die machte sie auf ihre schöne Gestalt aufmerksam, und zog ihr oft Stadtkleider an, worin Bäbele sich nicht genug bewundern konnte. Oft half sie Nächte hindurch ihrer Freundin an einem Kleide nähen, und lernte dadurch zuerst die feinere Arbeit; und da jene in Straßburg gewesen war, so konnte sie ihr Stundenlang von den Stadtmädchen Wahrheit und Dichtung erzählen, wobei das stille, aber zu etwas Höherem sich berufen fühlende Mädchen sich sehr geschmeichelt fühlte. „Was nützt mir das Alles,“ sagte sie oft wehmüthig beim Fortgehen, „morgen muß ich in's Feld, meine Hände von der Sonne verbrennen lassen, und übermorgen Dreschen. Na,“ fügte sie hinzu, „dadurch wird wenigstens meine Taille geschmeidig.“

Ihr Vater war ein rauher Mann, der noch weniger sprach, obschon er Soldat gewesen. Er fluchte fürchterlich auf französisch, das war Alles, was er gelernt hatte, aber er galt für einen Mann von Wort. Wenn er ein Gebot auf ein Stück Vieh oder auf einen Acker that, ging er nie davon ab, mochte es zu viel oder zu wenig sein. Auf jene Waldwiese hatte er 55 Louisd'or geboten. Sie lag ihm am Herzen, mehr als sein Kind, denn die daneben liegende war schon sein, und so eine Wiese gilt bei den Bauern für eine Perle. Zehn Monate verstrichen; für sechzig

Louisd'or konnte er sie haben, und die hätte er gern dafür gegeben, wenn er sie gleich geboten. So blieb er bei den 55, bis Mathisels Vater sie für 60 erhielt, und nun schwur Eck unter den fürchterlichsten Flüchen, daß er nie mehr mit Michel ein Wort sprechen würde, daß nie mehr ein Glied der Familie Heiserer über seine Schwelle kommen solle. So sind die Bauern, so sind die Menschen. Welfen oder Ghibellinen, Montecchi oder Capuleti, Eck oder Michel — die Sache ist dieselbe, nur das Verhältniß ist verschieden. Hier ist ein Reich, dort eine Stadt, da wieder eine Wiese der Zankapfel; das Resultat ist fast überall dasselbe. Das Schicksal wollte, daß in derselben Woche, als Eck jenen Schwur that, Mathisel, Michels Sohn, entschieden seiner Marie in Nunsenheim entsagte, und sich allmählig in Bäbele verliebte. Diese erwiderte bald seine Liebe mit einer Stärke, wie ich sie seither nie mehr bei einem Mädchen gefunden habe. Eck blieb bei seinem Entschlus, und die Folge war — doch, das ist ja der Zweck meiner Erzählung. —

Auf dem Dorfe kennt man kaum das Wort Liebe. Man sagt nicht, der ist in die verliebt, höchstens geschieht dieß in einem ironischen Tone, man sagt nur: der Bursche geht zu diesem oder jenem Mädchen; das Mädchen ist dem Burschen gut, nichts weiter. Aber wenn ein Dorfmädchen Einem gut ist, so ist das mehr, als man bei der verliebtesten, mondsüchtigsten Stadtdame finden kann; sie verweigert dann nichts, was irgend dem Liebsten Freude macht. —

Mathisel hatte Bäbele oft schon tief in die klaren blauen Augen geschaut. Bäbele, die sich ihrer Schönheit bewußt war, fühlte sich geschmeichelt, daß der lebenswürdigste Bursche im Dorfe ihr Aufmerksamkeit schenkte, zumal da Mathisel reich war und er überall als Bewerber willkommen gewesen sein würde. Ihr Verhältniß jedoch knüpfte sich nicht so rasch. Zuerst sprach Mathisel Bäbele am Sonntag Morgen, als sie zur Kirche in das Oberdorf ging. Er wollte auf die Jagd, und geleitete sie bis in die Kirche. Bäbele machte ihm Vorwürfe, daß man ihn nie in der Kirche gewahre. „Hasen sind mir lieber als Predigten,“ antwortete er; „es giebt zwar auch Hasen in der Kirche, aber man darf sie nicht schießen.“ Ueberhaupt war Mathisel ein Dorf-

freigeist. Sein Vater selbst hatte Widerwillen gegen die Kirche und Abrahamels Bibelfkenntniß gab ihm den Rest.

Acht Tage darauf fuhr Mathisel mit Abrahamel Abends in's Nled, um Klee zu holen. Dicht daneben hatte Eck ebenfalls einen Kleeacker, und eben hatte Bäbele ein Gebund Klee zusammengereicht. „Schönen guten Abend, Bäbele,“ hieß es. „Weißt Du, daß ich Sonntags auch keinen Spaz schießen konnte?“ — (Abrahamel stieg ab und schliff einstweilen die Sense.) — „Warum denn nicht, Mathisel?“ — „Ei, ich hab' Dich immer vor Augen gehabt,“ versetzte Mathisel, „und da war es mir unmöglich, einem Vogel weh zu thun.“ — „Ei, Mathisel, es liegt Dir wohl viel an mir? Du willst mich nur foppen. Im Ganzen, ich muß Dir's nur sagen, hast Du so keinen guten Ruf, Du müßtest ganz anders werden.“ — „In zwei Jahren,“ meinte Abrahamel, „hat das Bäbele nicht so viel gesprochen.“ — „Ja Du,“ erwiderte sie dem Knaben, „Du merkst auch gleich Alles!“ — „Nun, was habe ich denn gemerkt?“ — Bäbele wurde ganz roth. — „Und wie der da steht,“ fuhr der kecke Knabe, auf Mathisel deutend, fort, „man sollte meinen, er hätte Kartoffeln gestohlen. Komm, mähe Klee, die Sense ist geschliffen; Bäbele kann ihre Welle auf den Wagen legen. Ihr setzt Euch zusammen drauf und ich fahre im Galopp durch's Dorf. Da giebt's doch was zu plaudern heute Abend.“ — „Willst Du, Bäbele?“ fragte Mathisel. — „Ob's will,“ versetzte Abrahamel, „ich frag's gar nicht. Aber jetzt mähe; so mähe doch,“ rief Abrahamel, „oder ich gehe fort.“ — Aber Mathisel mähte nicht. Der Rappe wieherte laut vor Ungeduld; es war ein junges rasches Pferd. — „Ich bin doch nicht so schlecht,“ sagte Mathisel endlich zu Bäbele, indem er ihre Hand ergriff; „frag einmal den Löbel, der kennt mich besser.“ — „Ja,“ versetzte Bäbele, „und die Marie von Nunsenheim.“ — „Ach, die sehe ich nicht mehr.“ — „Und die Ottilie im Oberdorf?“ — „Wer hat Dir denn das gesagt?“ — „Ei, des Löbels Tochter, die weiß Alles.“ — „Es ist nur Spaß.“ — „Dir ist es mit Allen Spaß; man hat mir gesagt, ich soll mich vor Dir hüten. Jetzt, guten Abend, ich muß fort; es ist schon vesperlich.“ — „Willst Du nicht mit mir bis

an's Dorf fahren? Es ist doch ziemlich weit." — „Nein, Mathisel, der Vater möchte es sehen." — „Nun, so gehe, aber laß mir Deinen Klee hier, ich werfe ihn an Deinem Hause ab." — „Nein, Mathisel, das ist nicht nöthig; ich bin Dir doch gut." — Schon hatte sie den Klee auf dem Kopfe und entfernte sich. Mathisel sah ihr lange nach. Ich bin Dir doch gut, — diese Worte hallten in seiner Brust wieder. Nun mähte er schnell, daß es weit hinaus in's Feld rauschte, packte den Klee zusammen, warf ihn auf den Wagen und merkte dann erst, daß Abrahamel sich in einem Rapsfelde verloren hatte; doch kam er auf seinen Ruf sogleich zurück. „Du hast Recht," sagte Mathisel, „das Bäbele ist das schönste Mädel im Dorfe." — „Hast gesehen, wie sie antworten kann, wenn sie will?" versetzte Abrahamel. „Sie hat's hinter den Ohren. Doch sieh, hier hat sie ihren Kamm liegen lassen." Mathisel hob ihn auf, bewahrte ihn, und wollte diese Gelegenheit benutzen, sich ferner mit ihr zu unterhalten. Doch das war unnöthig. Die Scene auf dem Kleefelde war Abends schon kein Geheimniß mehr; was auf dem Dorfe die Liebenden selbst nicht thun, thun die Leute. Gleich hieß es, Mathisel gehe nicht mehr mit der Ottilie, Bäbele sei ihm gut, sie müßten sich lieben. Das ganze Dorf schleuderte sie, so zu sagen, einander in die Arme, um sie freilich dann wieder durch Bosheit und Verläumdung zu trennen.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich II. von Preußen und Gottsched in Leipzig.

Gottsched sagte in seinen bekannten Unterredungen mit dem Könige Friedrich II. in Leipzig im November 1757, wobei er sehr viel und schnell redete, allerdings viel Untreffendes und Unpassendes, Bedantisches und Ungereimtes; daher er auch dem Könige gar nicht gefiel, der sich vor diesen Unterredungen einen vortheilhaften Begriff von ihm gemacht hatte. Aber hin und wieder sagte er doch etwas Gutes. — Es war unter andern von den Eigenschaften der deutschen Sprache die

Rede. Der König gab sie für rauh, ungelent u. aus, und Gottsched vertheidigte natürlich die Sprache, deren Sprachlehre er geschrieben hatte, und das mit vielem Geschrei. Der König benahm dessenungeachtet der deutschen Sprache immer mehr Vorzüge mit den Worten: „es wären in ihr eine Menge widriger Klänge, wodurch sie ungeschickt würde zur Poesie und Beredtsamkeit." J. B. sagte der König: „da nennen sie einen Rival Nebenbuhler, welcher fatale Ton, Buhler," dieß wiederholte er einige Mal und legte den Ton auf's u. — Gottsched: „Sw. Majestät, es klingt doch eben so wie boule!" Der König, den diese Antwort traf, hielt sich dabei nicht auf, sondern fuhr fort: „Und die deutschen Consonanten! mir thun immer die Ohren weh, wenn ich deutsche Namen nennen höre, da sind lauter Kah und Beh (er betonte wieder K und B), Knax, Knix, Klox, Kloz! Sein eigener Name, wie hart! — Gottsched! *) — fünf Consonanten, t — t — f — c — h! — ttsch! — ttsch! — was für ein Ton! Die deutsche Sprache ist einmal rauh; und was sanft und schön ist, kann sie gar nicht einmal so angenehm ausdrücken, als andre Sprachen." — Gottsched: „Ich bitte Sw. Majestät um Verzeihung. Die schönste und sanfteste Leidenschaft der Menschen nennen wir Deutschen — Liebe, — die Franzosen aber — Amuhr!" Man kann denken, daß auch er das Muhr gehörig betonte. Und wer den rauhen und schreienden Ton von Gottscheds Stimme gehört hätte, (freilich dürfte dieß wohl noch kaum Einer sein) und sich dessen erinnern könnte, würde kaum sich vorstellen, wie das uh und r in seinem Munde geklungen habe. — Als Gottsched mit dem Könige gesprochen hatte, suchte er in den wenigen Tagen, die der König nach der Roßbacher Schlacht in Leipzig verweilte, auch die Bekanntschaft der nächsten Umgebung des Königs. Einige waren auch neugierig, den Mann kennen zu lernen, und belustigten sich an seiner mit vieler Einbildung

*) Gottsched's armer Name mußte, weil der Mann zu seiner Zeit so lächerlich ward, damals auf mancherlei Weise herhalten. Rabener sagte einmal an einem fröhlichen Abende, wo Gottsched oft und mit Eichen genannt wurde: „man müsse den Namen Gottes nicht mißbrauchen, sondern den Mann kurzweg Sched nennen."

verknüpften Pedanterie. Unter diese gehörte auch der englische Gesandte Mitchel. Dieser treffliche Kopf und sonst so gutmüthige Mann besaß viel Laune, und brachte Gottscheden auf manche Materien, nur um ihn schwagen zu hören. Einst gerieth Gottsched auf die Materie von Schauspielern, und besonders wurden Shakespeare und die übrigen englischen Dramatiker von ihm angeklagt, daß sie die drei Einheiten und andere Gebote des Aristoteles überträten. Der Engländer behauptete, daß Aristoteles allen Jahrhunderten und allen Ländern nicht habe vorschreiben können. Gottsched kam aber immer wieder auf den Aristoteles zurück, mit dessen Autorität er Alles niederschlagen wollte. Unter andern behauptete er, ein Schauspiel müsse nothwendig in 5 Acte abgetheilt sein, wovon man schlechterdings nicht abgehen dürfe. Mitchel hingegen war der Meinung: es sei gar keine Ursache da, warum man ein Schauspiel nicht auch in 7 oder 10 Abtheilungen eintheilen könne. Der Dichter habe darin völlige Freiheit und dürfe sich nur nach den Umständen richten. — G. „Aber Sw. Excellenz! bedenken Sie doch! Aristoteles giebt die Regel.“ — M. „Aber lieber Herr Professor, nehmen Sie einmal an, Aristoteles wäre ein berühmter Schneider gewesen, und hätte die Regel hinterlassen: man sollte zu Rock, Weste und Hosen mehr nicht als 5 Ellen Tuch nehmen. Nun sind Sie aber ein großer und starker Mann. Wenn Sie nun aus 5 Ellen sich nur Rock und Weste könnten machen lassen, wollten Sie dem Aristoteles zu Gefallen zeitlebens ohne Beinkleider gehen?“ F. Fr.

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Paris im December 1843.

(Fortsetzung.)

Die entseßliche Welt, die neulich Sue in seinen *Mystères de Paris* zur Schau stellte, mag ein wenig übertrieben worden sein, aber die fast fieberhafte Neugier, mit welcher das Publikum diese Scenen verfolgung, bewies, daß neunzehn Zwanzigstel der Pariser Bevölkerung wenigstens von deren Dasein nie etwas

geahnet hatten, so wie erst förmliche, dauernde und dem Sieg entgegengehende Volksaufstände in die Pariser Straßen jene von Schmutz und Glend starrenden, in Lumpen gehüllten Gestalten spielen, von denen in London ganze Quartiere erfüllt sind, und deren in Paris oft die ältesten Leute sich nicht erinnern. Die Prostitution selbst, die in London so unverhüllt und so gewaltthätig und offensiv verfährt, tritt in Paris sicher bescheidner, schüchterner und defensiver auf als etwa in Wien. Sie darf sich hier Abends nur an gewissen Punkten öffentlich zeigen und muß sich aller Herausforderung enthalten. Ihre eigenen Häuser müssen Tag und Nacht die Jalousien geschlossen halten, und es geht oft geraume Zeit hin, ehe ein Fremder solche Häuser nur daran erkennt und die Ursache davon erfährt. Dieß sind allerdings weise Anordnungen der Polizei-Behörden; aber dieselben wurzeln immer in der öffentlichen Meinung, die ihnen trete, wenn sie dieselben nicht billigte, wenn nicht hervorgerufen hätte. Dieß Stößen und Ziehen des Lasters und des Unschönen in das Dunkel hat schon die fühlbarsten Folgen des schönen und zweckmäßigen Gebrauchs zu Wege gebracht, den die Municipalität von Paris von ihrem jährlichen Budget von 34 Millionen Franken macht, nämlich die Straßen von Paris immer mehr zu erweitern, Luft und Tageshelle hineinzubringen und sie bis in die kleinsten Gäßchen mit hellstrahlendem Gaslicht zu erleuchten. Schon die Hälfte wenigstens von Paris übertrifft an Breite, Helle und Reinlichkeit der Straßen auch die zuletzt angelegten Hauptstädte Europa's, und in zwanzig Jahren dürfte auch in der andern Hälfte die alte enge Rothstadt mit keiner Spur mehr zu entdecken sein. In allen diesen Erscheinungen erkennen wir nun das Wirken dieser Sociabilität der Franzosen, in der wir die höchste Blüthe der Civilisation erkennen, und von der wir ausgingen. Man irrt sich gewaltig, wenn man zum Maßstab der Bildung dieses Volks die statistischen Tabellen über die Zahl derer, die lesen und schreiben können und derer, welche es nicht vermögen, annehmen will. Die Sociabilität, die durch dieselbe möglich, leicht und bequem gemachte, beständige und innige Verührung der untersten Klassen mit den höhern, ist die geheimnißvolle Schule, in welcher der gemeinste Mann in Frankreich, und namentlich in der Hauptstadt, eine Masse von Begriffen, Anschauungen, Kenntnissen, feinem und höhern Gefühlen und Gesinnungen erhält, von denen wenig oder nichts in den Büchern steht, die dem lese- und schreibefundigen gemeinen Manne in andern Ländern zugänglich sind. Nirgends spricht er unter Andern daher so richtig, wohlklingend, dialectlos, gewählt und elegant seine eigne Muttersprache, und entwickelt zumal jene Höflichkeit, welche der Franzose so schön la politesse du coeur nennt. —

Doch es ist Zeit, nach dieser Abschweifung zu den Gegenständen der diesjährigen Strennes zurückzukehren, welche die Literatur und der Buchhandel, so wie

die verschiedenen Künste liefern, um daran deren jetzigen Gang und Standpunkt wahrzunehmen. Für den Buchhandel sind die Strennes erst seit einer gewissen Zeit die Epoche seines bedeutendsten Absatzes geworden. Früher war der Anfang der Wintersaison überhaupt im Monat October, wenn die aus den Vakanz zurückkehrende Magistratur, gelehrte Welt, die Collegien und die hohen Gesellschaften ihren Bedarf für die Winterstudien bestimmen. Die höhere und müßige Welt ist ihm seit der Julirevolution für diese Epoche ganz weggefallen, und ihm nur übrig geblieben, sie zu veranlassen, Bücher zu Weihnachtsgeschenken zu bestimmen. Der Grund davon ist das Austreten des größten Theils des begüterten Adels aus dem Staatsdienst und das Emporkommen zur Gewalt der eigentlichen Bourgeoisie. Die letzte im Allgemeinen bekümmert sich wenig um Bücher, Bibliotheken und Kunstsammlungen, und der Adel, auf sein Privatvermögen, das sich bekümmert immer mehr zersplittert, angewiesen und der frühern Einkünfte der von ihm besetzten Staatsstellen fast ganz entbehrend, ist außer Stande, dafür noch etwas Erhebliches zu thun. Dieser Wechsel in den Klassen, welche über das Budget disponiren, hat überhaupt großen Einfluß auf diejenigen Theile der Literatur und Künste ausgeübt, welche die allgemein gebildeten Klassen, und nicht allein den gelehrten, und den wissenschaftlichen Gewerbestand interessiren. Die Künste mußten lernen, der Industrie zu dienen, und die Literatur sich so wohlfeil als möglich machen, um noch Leser und Käufer zu finden. So zogen sich die Romane in die Feuilletons der politischen Journale, auf welche die Bourgeoisie sich einmal abonnierte, und, in Gestalt von Büchern keine andre Aussicht habend, als in die immer zahlreicher werdenden Lesekabinette und Leihbibliotheken zu kommen, und keinen Ehrenplatz mehr in wirklichen dauernden Privatbibliotheken zu ge-

winnen, arbeiteten sich mit nicht mehr Aufwand von Mühe und Talent aus, als eine so ephemere Existenz erforderte. Die Verleger erhielten so meist nur die Feuilletons, um sie wieder in Bücher umzuwandeln, wobei um so weniger Absatz zu hoffen, als ein großer Theil des Publikums die Feuilletons schon gelesen, und zu gleicher Zeit die auf die Journale abonnierten Leihbibliotheken die Feuilletons abschnitten, zu Heften näheten und dieselben nun wieder so ausliehen. So ward es natürlich, daß die Verleger zuerst versuchten, bereits zu allgemeinem Eigenthum gewordene ältere klassische und religiöse Bücher, für die sie kein Honorar zu geben brauchten, zu Luxusgegenständen zu machen, die Zeichnungskunst, Gravirkunst, Lithographie, Holzschnitz- und zuletzt die Buchbinderkunst zu Hülfe riefen, um so wahrhafte, die Sinne auf die verschiedenste Weise in Anspruch nehmende, Luxusartikel in die Reihe der Neujahrs Geschenke einzudrängen, durch deren Auswahl sich zugleich der emporkommene Bourgeois einen Anstrich von literarischer Bildung und literarischem Interesse geben konnte. Der Uebergang von da zu neuen Werken, wo Zeichner und Schriftsteller sich zu gegenseitigen Commentaren dienen, und aus einer Scene ein Bild, und aus einem Bilde eine Scene hervorrufen sollten, machte sich dann schnell. Daß nun das Umsichgreifen solcher illustrirten Werke eine Armuth und Decadenz der Zeugungskraft einer Literatur andeutet, liegt am Tage, eben so wie die Empfänglichkeit in der Masse für reine Erzeugnisse, entweder der Literatur oder der Kunst, sehr geschwächt und abgenutzt worden sein muß, wenn alle diese sich vereinigen müssen, um durch Combination ihrer Aufreizungen die abgestumpften Sinne noch aufzukitzeln. Die Herrschaft der Bourgeoisie und des vorwaltenden Industrialismus mußte aber in Kurzem dahin führen. —

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Freibillet. In Nr. 8 der seit Januar erscheinenden „Berliner musik. Zeitg.“ erklärt der Redacteur, Hr. C. Gaillard, er könne ein Concert der Sängerin, Miß Birch, nicht besprechen, da er schon früher sie anerkannt, auch die Künstlerin ihn nicht mit einem Billet beehrt habe. Wir möchten das rührende Naivetät, unverwundlichen Humor nennen, und in ein homerisches, unauslöschliches Gelächter ausbrechen, wenn die Sache nicht eine zu ernste Seite hätte, die eine derartige Forderung eines Freibillets für den Kritiker geradehin als eine Unverschämtheit erscheinen läßt. Wir mögen unsere Ansicht darüber Niemandem aufdringen, meinen indeß doch, daß ein solches Verfahren das Vertrauen des Publikums zur Kritik vollständig untergraben müsse.

Denn dies reflectirt also: Fordert der Kritiker ein Freibillet, so geht er dadurch eine moralische Dankesverbindlichkeit ein, und sein Urtheil ist nicht mehr ein künstlerisch freies, ungetrübtes, darum ein durch und durch, nach bestem Wissen und Gewissen, wahrhaftes und von aller Persönlichkeit unberührtes. Das Freibillet ist der erste kleine Schritt zur Bestechung des Urtheils; leicht folgt dem kleineren der größere, und mit der Achtung der Kritik in den Augen des Publikums, der moralischen Bedingung ihrer Wirksamkeit, ist es vorbei: darum aber giebt der größere Theil des Publikums, wie der Künstler, so wenig auf die Kritik. Sie ist so sehr gesunken, daß man fast an die Möglichkeit einer nicht feilen, unbestechlichen, von Persönlichkeit freien, nicht mehr glaubt — und daran tragen

die Kritiker selbst die Schuld! Hier kann nur eine Radicalreform helfen. Mindestens sind das die Grundsätze, welche die „Abend-Zeitung“ befolgt.

Ertrag einer Operndichtung. Der bekannte Dichter Castelli erzählt in den „Grenzboten“, daß sein Buch zur Oper: die Schweizerfamilie, welches in sechs Auflagen erschienen und mit der Weigl'schen Musik fast auf allen Bühnen Deutschlands zur Aufführung gekommen, ihm ein Honorar von — Acht Gulden C tions-Münze eingetragen! Damit vergleiche man die Preise, welche Scribe von seinen Operntextbüchern erhält, und leugne dann, wenn man vermag, daß die Einführung von Lantienmen für Bühnendichter auch in Deutschland etwas Anderes sei, als die Vergütung eines bisher unbeachteten, himmelschreienden Unrechts gegen dieselben.

Probe neuester Poesie. In einer den gebildeten Ständen angehörigen Gesellschaft einer deutschen Hauptstadt ward, bei Gelegenheit eines Festmahls, zum Absingen bei der Tafel ein gedrucktes Gedicht vertheilt, dem wir folgende, in Sprache und Rhythmus gleich kühne Probe entnehmen:

Wel. Wer ist der Ritter hochgeehrt etc.
 „Wer ist der Dritte hochgeehrt
 Der immer bei uns war;
 Wer ist's, der Obdach uns gewährt
 Seit manchem lieben Jahr?
 Wer ist's, der für sich läßt schießen,
 Weil's Andern Freude macht?
 Wer dem Enkel werden sprießen?
 Papplöffel Kunde bracht!
 Du alter Verein freue dich!
 Dein N. N. gut und freundschaftlich!
 Dein Hauswirth! dein Hauswirth!
 Der Herr Registrator!“

„(Tusch.)“

18.

Erklärung. Bei der von dem hiesigen Verein zum Schutz der Thiere herausgegebenen Zeitschrift „Der Menschenfreund“ ist schon vor dem Erscheinen der zweiten Nummer ein Redactionswechsel eingetreten, über welchen die dem Blatte zugeordnete Redactions-Commission zwar geschwiegen hat, über den ich indeß, zur Vermeidung von Mißverständnissen, eine Erklärung abzugeben mich veranlaßt finde.

Als ich auf Ersuchen des Herrn Major Serre auf Maren, als Vorstands der Red.-Comm., die Stellung eines verantwortlichen Mitredacteurs bei jenem Blatte übernahm, konnte es natürlich nur in der Absicht geschehen, dasselbe zu einem Volksblatte im edelsten und höchsten Sinne des Worts zu erheben, weil nur dann der beabsichtigte edle Zweck der Herausgabe desselben erreicht werden konnte. Schon bei Abfassung des Programms und Zusammenstellung des Probeblattes indeß wurden mir von allen Seiten her so viele Schwierigkeiten gemacht, daß gerechte Zweifel über die Möglichkeit der Realisirung meiner Idee in mir erwachten. Ja, der Hr. Major Serre auf Maren, forderte, offenbar in gänzlicher Verkennung der Stellung eines verantwortlichen Redacteurs, der Literatur, dem Publikum, den Behörden gegenüber, „daß die Entscheidung über Aufnahmefähigkeit eingesandter Beiträge lediglich der Red.-Comm. zustehen, ja daß selbst die Aussätze der Redaction einer Censur, mithin möglicherweise auch Correctur der Comm. unterworfen werden sollten.“ Die beiden andern Herren Mitglieder der Comm. haben dieser, den verantwortlichen Redacteur zur Maschine, zum Handlanger herabwürdigenden, seine Stellung zu einer rein illusorischen machenden, Forderung beigestimmt, obwohl sie bei früherer Besprechung mit mir die Ansicht theilten, daß solche Forderung eine *contradictio in adjecto* sei. Natürlich opponirte ich mich dieser Bestimmung, und ersuchte um Weglassung meines Namens, als des verantwortlichen Mitredacteurs, unter dem Programm und Probeblatte, bis zur Entscheidung dieses Punktes. Das beachtete man nicht, wollte sich sogar eine Art von Oberaufsicht über meine anderweite literarische Thätigkeit vindiciren, wobei seltsamerweise die Red.-Comm. eine rein persönliche Angelegenheit des Hrn. Major Serre auf Maren zu der ihrigen machte; und da ich solche Eingriffe in ein neutrales Gebiet entschieden zurückwies, und auf der Forderung vollständiger redactioneller Freiheit im Interesse und zum segensreichen Gedeihen des Blattes unwiderruflich bestand, fand sich die Red.-Comm. zur Lösung des eingegangenen Verhältnisses bewogen, eine Lösung, die ich um so freudiger begrüßen mußte, als eine so unnatürlich gelähmte Wirksamkeit weder meiner Stellung zur Literatur, noch dem Publikum und dem Blatte selbst förderlich sein konnte.

Dresden, im April 1844.

Der Musikdirector Schladebach.

Druck von Carl Rammig
 in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
 in Dresden und Leipzig.